



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Psychologische Studien zur Sprachgeschichte**

**Bruchmann, Kurt**

**Leipzig, 1888**

Dichterische Schilderung und Anschaulichkeit in der Erzählung wirklicher  
Tatsachen bei Byron.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

Hier kommen wir ja aus, wenn wir an verschiedenen Stellen ein „gleichsam“ hinzudenken. Das heitere Lächeln des Stromes und die Teilnahme des Wetterhahnes bedeuten, dass sie hell werden. Da sie, wenn sie hell sind und funkeln, Freude machen, so wird der übliche Fehlschluss gezogen, sie selbst sind etwas Vergnügtes, gradeso wie die Bäume traurig dastehen, weil ihr herbstlicher Anblick uns traurig macht.

Dass der ausgestopfte Fuchs erst noch einschlafen muss, um seine Wachsamkeit zu verlieren, kann nur die Empfindung des Lesers davon verstärken, dass die Herbstnacht allerlei Äusserungen des Lebens ein Ende macht, sodass, während die Erde in der Dämmerung schwebt, allein die Menschen mit ihren Gefühlen, Bestrebungen und Sorgen übrig bleiben, um den Schauplatz der Handlung zu beleben. Aber die Belebung der Natur, die umherschwebende traurige Nacht, deren Antlitz durch das Feuer der Schmiede dunkel gerötet wird, während sie den Zuschauern neugierig über die Achsel sieht — dies ist nur ein ästhetisches Spiel, welches uns desto mehr Gelegenheit gibt, unser Gefühl zu erregen, je weniger es uns zur Plastik der Anschauung nötigt.

Folgen wir nun einmal dem Meister dichterischer Schilderung, Byron. Corsar I, 2 (übers. v. Adolf Böttger, 3te Ausgabe, 1845, p. 94):

So scholl das Lied vom Eiland der Piraten,  
indem sie gastlich einem Feuer nahten;  
die grellen Laute schollen Fels entlang —  
den rauhen Ohren schienen sie Gesang!  
zerstreut in Gruppen auf dem goldnen Sande  
spielt, zecht und plänkert mit dem Schwert die Bande,  
wählt Waffen aus, verteilt sie dann und schaut  
die blutbefleckten, ohne dass ihr graut.  
die flicken Bote, fügen Ruder ein,  
die schlendern sinnend am Gestad' allein,  
und während diese Vögeln Sprengel stellen,  
ziehn jene Netze triefend aus den Wellen,  
indess ihr tatendurstig Auge späht,  
ob irgendwo ein Segel sich verrät.



[Die wörtliche Übersetzung, die mir von kompetenter Seite zugeht, lautet: das war die Weise, die auf der Pirateninsel ums flackernde Wachtfeuer jetzt erschallte; das waren die Töne, welche die Felsen entlang hallten und den Ohren, die nicht weniger rauh, wie Gesang dünkten. In geteilten Gruppen auf dem goldnen Sande spielen, zechen, reden sie, oder wetzen die Klinge, wählen die Waffen aus, zeigen einander die Klingen und sehen unbekümmert das Blut, das deren Glanz trübt. Sie bessern das Boot aus, ergänzen Steuer oder Ruder, während Andere zerstreut den Strand entlang schlendern, dem wilden Vogel geschäftig die Schlinge legen oder das triefende Netz in der Sonne ausbreiten; mit dem durstigen Auge der Unternehmung schauen sie aus, wo ein fernes Segel ihrem Blick erscheine . . . .]

Die Insel (I, 1, Böttger p. 330)

Es war zur Morgenwacht, das Schiffchen fuhr  
so leicht und schnitt so sanft die feuchte Flur,  
indess die Welle rauschend Furchen schlug  
ans Vorderteil, den allgewaltigen Pflug.  
Das weite Wasserreich war aufgetan,  
rückwärts lag Südens Insel-Ocean.  
Die stille Nacht entwich schon allgemach,  
das Dunkel gab dem Meeres-Dämmern nach,  
tagdurstig ahnend schon des Lichtes Nahn,  
schwamm der Delphin hoch oben auf dem Plan.  
Die Sterne zogen ihre Strahlen ein,  
im Meer erlosch ihr Augenlider-Schein.  
Des Segels Weiss blinkt wieder schattenleer,  
mit frischem Winde flatterts auf dem Meer,  
die Sonne grüsst den Purpur-Ocean,  
doch eh' sie naht noch — sei die Tat getan.

[Wörtlich: Die Morgenwache war gekommen. Das Schiff verfolgte seinen Lauf und legte friedlich seinen flüssigen Weg zurück. Die gespaltene Woge spritzte vor ihm auf, in Furchen, welche dieser majestätische Pflug gezogen hatte. Die Wasser mit ihrer Welt lagen vor ihm, hinter ihm so mancher Süd-



seeinsel Gestade. Die stille Nacht, nun bunter werdend, fing an zu schwinden und nahm die Finsternis von der scheinenden Flut. Der Delphin, den Tag ahnend, schwamm höher, wie begierig nach dem kommenden Licht. Die Sterne begannen sich vor helleren Strahlen zu verstecken und wendeten ihre Augen von der Tiefe. Das Segel nahm sein bisher überschattetes Weiss wieder an und der Wind wehte frischer daher. Der erglühende Ocean verhieß die kommende Sonne; doch ehe sie hervorbricht — muss eine Tat vollbracht werden.]

Hier wolle nun der Leser, ehe er weiter liest, sowohl prüfen, welche anschaulichen Bilder ihm die beiden Strophen erregt haben, als auch eine Vergleichung anstellen, welche der beiden Strophen den Zweck anschaulicher Schilderung besser erreicht. Sollte der Eindruck derselbe sein, wie der nachfolgend beschriebene, so liesse sich vermuten, dass die psychische Wirkung objektiv begründet, nicht subjektiv beliebig ist.

Beim Eiland der Piraten stelle ich mir nichts vor; sie nahen dem Feuer — bleibt ohne Anschauung. Zerstreut in Gruppen auf dem goldnen Sande spielt, zecht und plänkert mit dem Schwert die Bande, wählt Waffen aus, verteilt sie dann und schaut die blutbefleckten, ohne dass ihr graut, geht mir ohne Anschauung hin, ausser dass ich an den dunklen Fleck auf einem Säbel denke. Die flicken Bote, fügen Ruder ein — bleibt leer, wenn nicht die Anschauung eines Botes und des vom Netz herabtriefenden Wassers hervortritt. Das Sprengelstellen bleibt Wortklang und nur, dass sie gierig aufs Meer hinausblicken, erregt wieder eine Anschauung, dass zwei oder drei auf die See hinaussehen. Aber „die Bande“ bleibt völlig allgemein, nicht individuell, Vorstellung d. h. ein Wort, nicht Anschauung.

Nun die andere Strophe. Ein Segelbot fährt bei schönem Wetter in der Morgendämmerung in die See hinaus, am Vorteil wird das Wasser auf beiden Seiten etwas in die Höhe gedrängt. Ein Delphin ist dicht unter der Oberfläche zu sehen.



Die Strophen sind ungefähr gleich lang. Welche scheint uns nun ihren dichterischen Zweck besser zu erreichen? Welche lesen wir lieber noch einmal? Mir scheint, die zweite. Aber nicht deswegen, weil sie so viel anschaulicher wäre, sondern weil sie uns mehr ästhetische Anstöße gibt. Das weite Wasserreich war aufgetan erregt ein Gefühl jener Erweiterung der Seele (wie ein herkömmlicher Ausdruck lautet), welches wir beim Anblick des grenzenlosen vor unsern Augen zum Horizont aufsteigenden Meeres empfinden. Die Dämmerung und der verschwommene über den Wassern ruhende Duft<sup>1)</sup> haben eine träumerische Kraft; die Sterne entbehren nicht leicht ihrer magischen Gewalt; die Sonne endlich, als Königin des Tages emporsteigend, erscheint unschwer und ungesucht als Symbol der Macht, der Schönheit und der Wahrheit.

Mag nun diese Zergliederung subjektiv oder objektiv scheinen, so dürften doch beide Schilderungen, namentlich die zweite, von uns nicht sowol wegen ihrer Anschaulichkeit, als wegen ihrer das Gefühl ästhetisch erregenden Kraft geschätzt werden. Das Meer an sich ist ein ästhetischer Gegenstand. Dies verfolgen wir an zwei weiteren Beispielen aus Byron. Die Insel II, 1 (Böttger p. 332):

- (a) Hold klingt im Lenz der Sang auf Tubonai  
sinkt sanft die Sonne zur Korallenbai!  
Die Mädchen rufen: kommt zum schattigen Hag  
der Insel, kommt und hört der Vögel Schlag.  
Die Turteltaube girrt im Forst dazu  
den Götterstimmen gleich auf Bolotu;

1) Duft muss eine Gesichts- nicht Geruchswahrnehmung bezeichnen bei C. F. Meyer König und Heiliger p. 90, wo ein Brautpaar von Schönheit duftet. Vgl. Goethe II 783 Nausikaa: ein weiter Glanz ruht über Land und Meer und duftend schwebt der Äther ohne Wolken. IV 377 Palermo d. 7. April 1787: welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernten Gegenständen verleiht. Hebel, Allem. Ged. S. 103 hat si der Duft verzoge, p. 162 bis an die duftige Wolke. G. Keller, Ges. Ged. S. 332 duftiggrau die Morgendämmerung, S. 367 der sonnige Duft, Septemberluft, S. 436 bis er in dem blauen Duft verschwindet.



wir pflücken Blumen von der Toten Gruft,  
wo Krieger schlummern haucht ihr schönster Duft;  
lasst uns zur Dämmerung im süßen Traum  
den Mond belauschen durch den Tua-Baum,  
wehmütig hören wir in süßer Ruh  
den Seufzerlauten seiner Zweige zu.  
Erklimmen dann den Berg und sehn die Wellen  
im eitlen Kampf mit Felsenriesen schwellen,  
woran ihr Schaum verspritzt in mächtgen Höhn.  
Wie gross ist dieses Glück und ach wie schön,  
fern von des Lebens Kampf und herbem Graun  
still auf den Streit des Oceans zu schaun.  
Und der auch streicht die Mähne manchmal ein  
liegt glatt und ruhig in dem Mondenschein.<sup>1)</sup>

[Wörtlich: wie schön waren die Gesänge von Tubonai, wenn die Sommersonne in der korallinen Bucht versank. Kommt, lasst uns der Insel weichsten Schatten suchen und dem Liede der Vögel lauschen, sagten die Mädchen. Die Waldtaube wird aus der Tiefe des Forstes girren, wie Stimmen der Götter von Bolotu; lasst uns die Blumen pflücken, die über den Toten wachsen, denn wo die Häupter der Krieger ruhen, blühen sie am schönsten. Lasst uns im Zwielficht sitzen und den süßen Mond durch den Tua-Baum scheinen sehn; das leise Flüstern seiner seufzenden Zweige soll uns wehmütig erfreuen, wenn wir darunter lehnen. Oder lasst uns den Abhang erklimmen und zusehen, wie die Woge vergeblich mit den felsigen Riesen des Meeres ringt, die in Reihen ihren wütenden Schaum zurückschleudern. Wie schön ist das! Wie glücklich sind die, welche von der Arbeit und Unruhe ihres Daseins sich hinwegstehlen, da hinabzuschauen, wo nichts als der Ocean kämpft. Auch er liebt zuweilen die Wasserstille und glättet seine zerzauste Mähne im Mondenschein.]

---

1) Vgl. Chamisso, Idylle aus der Tongasprache, Gedichte, Hempel S. 441. Bastian, Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, einige Abhandlungen, Berlin 1883 S. 121.



Don Juan II, 181 (Böttger p. 526):

- (b) Die Küste — ruht,  
sowie die Luft; kein Sturm will wühlend heben  
den Sand und furchen nicht die blaue Flut,  
bis auf die Möve regte sich kein Leben,  
Delphine schnalzten nur, wenn voller Mut  
an Riff und Bank sich drängten kleine Wellen,  
Die kaum benetzten ihres Ufers Stellen.
- 183: (c) Es war zur Abendkühle, wann entschwindet  
die rote Sonne hinterm Bergesblau,  
wo sich, so scheint, der Erde Grenze findet,  
einschliessend rings den dunklen Gau,  
den ferner Berge Halbmond halb umwindet  
und halb die tiefe See, so still und rauh,  
und drüberhin des Himmels rosiges Reich,  
aus dem ein Stern blinkt einem Auge gleich.
- 188: (d) Sie sind allein, doch nicht wie die im Zimmer,  
die abgeschlossen Alles rings vergessen,  
das stille Meer, die Bucht im Sternenschimmer,  
die Dämmergluten, die schon sichtlich blässen,  
der Höhle Tröpfeln und der Sand, dem nimmer  
ein Laut entsteigt, lässt sie noch mehr umpressen  
als wär' kein Leben mehr im Weltreviere  
als ihr's und ganz unsterblich wär' das ihre.

[Wörtlich 181: Die Küste, ich glaube es war dieselbe, die ich eben beschrieb, ja sie war's — lag zu dieser Zeit ruhig, wie der Himmel; der Sand regungslos, die blauen Wogen unbewegt und Alles war stille, ausgenommen, dass ein Seevogel schrie, ein Delphin aufschnellte, eine kleine Woge sich an einem niedrigen Fels oder Brette brach, dass sie aufwallte gegen ein Hindernis, das sie kaum benetzte. 183: Es war die kühle Stunde, wo gerade die runde, rote Sonne hinter dem blauen Hügel versinkt; wo es scheint, als sei die ganze Erde umgrenzt, die beruhigte, dunkle, stille Natur eingeschlossen; halb umgeben vom fernen Kamm der Berge auf einer Seite, auf der andern die tiefe See, still und kühl; der Himmel rosig, mit einem Stern, wie ein Auge darüber hinleuchtend. 188:



Sie waren allein, doch nicht wie Jene, welche, in ein Zimmer eingeschlossen, das Alleinsein nennen: der stille Ocean, die sternbestrahlte Bucht, der Dämmerchein, der jeden Augenblick abnahm, der stumme Sand, die Höhlen, die um sie her lagen, machten sie sich an einander drücken, als gäbe es kein Leben unter dem Himmel ausser dem ihren und dieses könnte nie enden.]

Entsteht durch die erste Zeile in a schon gar keine Anschauung in uns, so haben die Worte hold, Lenz, Sang dennoch eine merkliche poetische Kraft. Der schattige Hag, die aus tiefer Waldeinsamkeit hervorgirrende Wildtaube, das Lied der Vögel sind mit Gefühlen verbunden, welche wir gern in uns erstehen lassen; etwas ernster werden wir sodann gestimmt, wenn die Blumen von der Gruft schlummernder Krieger gepflückt werden und geben uns willig dem Klange so gleichmässig wirkender Worte hin, wie Dämmerung, süsser Traum und Mond. Wellenschaum in mächtiger Höhe an Felsen aufspritzend ist mit Gefühlen verbunden, welche durch diese Worte, auch ohne lebendig bewegte Anschauung, in uns wirksam werden. Ist die Seele nun bereits zu tieferer Empfindung gestimmt, so ergreift sie ethisch der Gegensatz zwischen dem herben Kampf des Lebens und dem friedlich glatten im Mondesglanz ruhenden Meere, bei dessen Anblick sie ihre Fittige vom ängstlichen Flattern des Tages zu stiller Versunkenheit des abendlichen Friedens zusammenfaltet.

Indessen möchte es zu weit führen, Zeile für Zeile durchzugehen; nur eine Bemerkung über eine Art Contrast-Wirkung<sup>1)</sup> in b und c sei noch gestattet. Das erste Mal wird, scheint mir, durch Erwähnung des Mövenschreis und den empor-schnellenden Delphin, die also die Ruhe unterbrechen, dennoch der Eindruck völliger Stille erhöht, weil, nachdem beides erlebt ist, sie ununterbrochen weiter dauert, das andre Mal

1) Vgl. über Contrast Fechner, Vorschule II 231 f.



unterbricht der aufblinkende Stern die Einförmigkeit, um als Individuum unsere Aufmerksamkeit von der unendlichen Himmelsfläche auf einen Punkt zu lenken, wobei wir denn wol geneigt sind, an den uns oft erfreulichen Glanz des Abendsternes uns zu erinnern. Wir haben Schilderungen vor uns, deren Zweck doch Anschaulichkeit sein muss. Wie ergeht es nun denen, die nie das Meer gesehen haben oder nie so auf dem Meere gefahren sind, dass sie nur Himmel und Wasser sahen? Wenn nämlich die Schilderung anschaulich ist, so müssten die auf ihren Genuss verzichten, welche aus der Erfahrung sich nicht an ähnliche Dinge erinnern. Ein Unterschied findet auch statt. Wer sich mit Freuden oder mit Sehnsucht an die Zeit erinnert, wo er im Anblick des Meeres geschwelgt hat, wird Byron anders geniessen, als Jemand von sonst etwa gleichem ästhetischem Interesse, der das Meer nicht gesehen hat. Aber selbst die, welche das Meer nicht gesehen haben, können durch Byron entzückt werden. Die Anschaulichkeit macht es also nicht. Sondern die an sinnliche Dinge geknüpften und durch sie erregten Empfindungen. Meer und Meer ist ein Unterschied. Hören wir, dass das Meer salzig ist, dass das Meer  $\frac{2}{3}$  der Erdoberfläche bedeckt, so hat es eine ganz andere Bedeutung für uns, als wenn wir lesen: das Meer erglänzte weit hinaus.

Eine ausführliche, hierher passende Bemerkung Fechners (Kl. Schr. p. 533f.) dürfte dem Leser willkommen sein, obgleich sie sich zunächst auf Malerei bezieht, erst davon sich auf Dichtung übertragen lässt. „Es sei mir erlaubt, hier kurz einzuschalten, wie ich mir überhaupt die Entstehung unserer landschaftlichen Gefühle denke. Sehe ich in einer Landschaft beispielsweise einen See, so fällt mir alles ein, was ich je auf und an dem See erfahren habe, oder wovon ich lebendig im Bewusstsein trage, dass Andere darauf und daran erfahren haben: das Baden darin, das Schiffe darauf, die kühle Luft am See, das Spiegeln von Sonne, Mond und Bergen darin

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.